Esan Faik

„Wenn ich an der Stelle meiner Eltern gewesen wäre, weiß ich nicht, ob ich nach Deutschland gekommen wäre. Ich denke, dass ich es ähnlich gemacht hätte.“

Seit über dreißig Jahren betreibt Esan Faik gemeinsam mit seiner Frau das Restaurant *Akropolis* in Gießen. Mit dem Restaurant tritt er beruflich in die Fußstapfen seiner Eltern.

Esan wird 1966 als Kind einer griechischen Familie in Deutschland geboren. Seine Eltern sind als Gastarbeiter hierher gekommen. Esan und seine ältere Schwester werden in jungen Jahren zu den Großmüttern nach Arogi gebracht. Sechs Jahre lang lebt er dort. Nach der Geburt des jüngeren Bruders beschließen seine Eltern, die beiden Kinder wieder zurückzuholen. Für Esan ist die Umstellung zunächst schwierig. Doch mithilfe seiner neuen Mitschüler und Freunde, seinen Nachbarn in der Dammstraße und seiner Familie lebt er sich immer besser ein.

Mitte der 70er-Jahre eröffnen Esans Eltern eine griechische Taverne in Gießen. Mit elf Jahren beginnt Esan, dort auszuhelfen und schaut seinem Vater über die Schulter. „Mein Vater war ein guter Geschäftsmann – von ihm habe ich viel gelernt." 1986 heiratet der damals 20-Jährige seine Frau. Gemeinsam entscheiden sie, ein Restaurant zu eröffnen. Zufällig steht das heutige Akropolis leer – das Paar unterschreibt sofort den Mietvertrag und investiert viel Zeit, um die frühere Kneipe umzugestalten.

Heute ist Esan froh über die Entwicklungen seiner Jugend und die Entscheidung seiner Eltern, die Heimat zu verlassen. Somit kann er seinen Traum der Selbständigkeit verwirklichen.

Για περισσότερα από τριάντα χρόνια ο Εσαν Φαικ μαζί με τη γυναίκα του διατηρεί το εστιατόριο Ακρόπολης στο Γκισσεν. Με το εστιατόριο αυτό ακολουθεί τα βήματα των γονιών του στον επαγγελματικό τομέα.

Ο Εσαν γεννιέται το 1966 ως παιδί μιας ελληνικής οικογένειας στην Γερμανία. Οι γονείς του ήρθαν εδώ σαν εργάτες (μετανάστες). Τον Εσαν μαζί με την μεγαλύτερη αδερφή του, τον αφήνουν απο μικρή ηλικία στις γιαγιάδες τους στην Αρωγή. Έξι χρόνια ζει εκεί. Μετά την γέννηση του μικρότερου αδερφού του, αποφασίζουν οι γονείς του, να φέρουν και τα δυο παιδιά πίσω στην Γερμανία. Για τον Εσαν η συγκεκριμένη αλλαγή είναι δύσκολη. Κι όμως, με την βοήθεια των καινούργιων συμμαθητών και φίλων του, όπως και των γειτόνων της Νταμμστρασε αλλά και της οικογένειας του προσαρμόζεται όλο και καλύτερα.

Στα μέσα του εβδομήντα ο Εσαν και η οικογένειά του ανοίγουν μια ελληνική ταβέρνα στο Γκισσεν. Στα έντεκα του ο Εσαν αρχίζει να βοηθάει τον πατέρα του και να αποκτά τις πρώτες του επαγγελματικές εμπειρίες.

«Ο πατέρας μου ήταν ένα καλός επιχειρηματίας - έμαθα πολλά από εκείνον.» Το 1986 παντρεύεται την εικοσάχρονη τότε γυναίκα του. Μαζί αποφασίζουν να ανοίξουν ένα εστιατόριο. Εντελώς τυχαία το σημερινό Εστιατόριο - Ακρόπολης είναι διαθέσιμο και έτσι το ζευγάρι υπογράφει άμεσα το μισθωτήριο. Αφιερώνει πολύ χρόνο για την διαμόρφωση της παλιάς μπυραρίας.Σήμερα ο Εσαν είναι ευχαριστημένος με την πορεία της εφηβείας του και την απόφαση των γονιών του, να αφήσουν πίσω τη πατρίδα τους. Έτσι μπόρεσε να πραγματοποιήσει το όνειρό του: Να γίνει επιχειρηματίας

Raffaele Polizza

„Ich bin nicht mit Wehmut nach Deutschland gekommen. Italien zu verlassen, fiel mir nicht schwer – ich war ja jung und hatte noch ein Leben vor mir.“

Wer im Flussstraßenviertel eine kranke Pflanze hat, weiß, zu wem diese gebracht werden muss. Raffaele Polizza kümmert sich leidenschaftlich gerne um Pflanzen und päppelt jede auf. „Ich habe mal einen Oleander bekommen, der sehr krank war. Jetzt geht es ihm richtig gut." Im Garten vor seiner Wohnung hat er viele Pflanzen stehen. Im Winter schützt er sie vor der Kälte mit einem Pavillon; im Sommer steht die „Casa Raffaele" als kleines Blumenparadies allen Besuchern offen. Dann kann man seine Pflanzen bestaunen und einen Kaffee mit ihm trinken.

Wer Raffaele besucht, ist selten mit dem gebürtigen Italiener allein. Sein Hund Levis ist immer an seiner Seite und auch Freunde kommen spontan vorbei, trinken Kaffee und gehen. Bekannte rufen an und bitten um Hilfe oder brauchen Rat. Er ist für andere da und hilft, so gut er kann. Raffaele lebt seit 25 Jahren im Flussstraßenviertel – seine „letzte Station" wie er selbst sagt – und ist ein wichtiger Teil des Quartiers. Er engagiert sich in der Werkstattkirche und im Nordstadtverein. Mit Essenslieferungen, Besorgungen, Reparaturen und Pflanzenpflege hilft er seinen Nachbarn. „Ich habe gerne und viel geholfen und werde das noch machen, so lange ich kann." Ihm ist wichtig, dass es seinen Mitmenschen gut geht – und dafür setzt er sich ein: „Es müsste in der Stadt viel mehr für Ältere und Benachteiligte geben. Solange es nicht genug Angebote gibt, helfe ich eben mit."

Dass er eines Tages hier leben und sich im Ruhestand um seine Nachbarschaft kümmern würde, hätte er 1978 nicht gedacht, als er die lange Reise nach Deutschland auf sich genommen hat. Drei Tage dauert die Schiff- und Zugfahrt aus Sizilien nach Hadamar – „eine Tortur", wie sich Raffaele erinnert. Gemeinsam mit seiner Mutter verlässt der damals 16-Jährige Italien, um wie sein Vater hier Arbeit zu finden. Bereits kurze Zeit nach seiner Ankunft in Deutschland ist er glücklich über die Entscheidung. „Ich bin nicht mit Wehmut nach Deutschland gekommen. Italien zu verlassen, fiel mir nicht schwer", erinnert er sich zurück. Aus seiner Heimat bringt er ein Waschbrett mit – und nach jedem Besuch Mortadella und Parmesan.

Raffaele mag das Leben in Deutschland und die Arbeit in einer Wetzlarer Pizzeria – trotz der langen Arbeitszeiten und der wenigen Kontakte. Seinen Eltern gefällt es hier jedoch nicht. Sie entscheiden sich nach wenigen Monaten, zurückzukehren. „Sie waren für das Leben hier nicht geeignet", erklärt er. Nach der Abreise seiner Eltern beginnt Raffaele auch außerhalb seiner Arbeit, das Leben in Deutschland näher kennenzulernen. Er reist an den Wochenenden nach Frankfurt und Gießen, wo er sich schließlich niederlässt. Nach mehreren Jahren als Pizzabäcker eröffnet er schließlich eine eigene Pizzeria in Schwanheim. Später folgen noch weitere Pizzerien an anderen Standorten.

Heute arbeitet Raffaele nicht mehr. Unter anderem aus gesundheitlichen Gründen musste er die Restaurants schließen. Bedauern tut er es aber nicht. „Es geht mir gut und ich bin sehr zufrieden mit meinem Leben", sagt er lächelnd und trinkt seinen Kaffee aus.

Chiunque abbia una pianta malata nel quartiere di Flussstraßen sa a chi portarla. Raffaele Polizza si occupa con passione delle piante e le cura tutte. "Una volta ho avuto un oleandro molto malato. Ora sta benone". Raffaele ha molte piante nel giardino di fronte al suo appartamento. In inverno li protegge dal freddo con un padiglione; in estate la "Casa Raffaele" è aperta a tutti i visitatori come un piccolo paradiso floreale. Chiunque può ammirare le sue piante e prendere un caffè con lui.

Chi visita Raffaele raramente è da solo con l'italiano. Il suo cane Levis è sempre al suo fianco, e anche gli amici passano spontaneamente, prendono un caffè e se ne vanno. I conoscenti chiamano e chiedono aiuto o hanno bisogno di consigli. Raffaele è qui per gli altri e aiuta come può. Vive nel quartiere Flussstraßen da venticinque anni - la sua "ultima tappa", come dice lui - ed è una parte importante del quartiere. È coinvolto nell'organizzazione senza scopi di lucro Werkstatt-kirche e nell'associazione Nordstadtverein. Aiuta i suoi vicini con consegne di cibo, commissioni, riparazioni e cura delle piante. "Ho aiutato molto e volentieri, e continuerò a farlo finché potrò". Per lui è importante che i suoi simili stiano bene e si impegna in tal senso. "In città ci dovrebbe essere molto di più per gli anziani e le persone svantaggiate. Finché non ci saranno abbastanza offerte, darò una mano".

Nel 1978, quando intraprese il lungo viaggio verso la Germania, non avrebbe mai pensato di vivere qui un giorno e di occuparsi del suo quartiere dopo la pensione. Il viaggio in nave e in treno dalla Sicilia ad Hadamar durò tre giorni. "Un calvario", come ricorda Raffaele. Insieme a sua madre, l'allora sedicenne lasciò l'Italia per trovare lavoro qui, proprio come suo padre. Già poco dopo il suo arrivo in Germania fu felice della decisione. "Non sono venuto in Germania a malincuore. Lasciare l'Italia non è stato difficile per me", ricorda. Dalla sua terra d'origine portò con sé un'asse per lavare - e dopo ogni visita mortadella e parmigiano.

A Raffaele piaceva la vita in Germania e lavorare in una pizzeria di Wetzlar, nonostante i lunghi orari e i pochi contatti. Ai suoi genitori, però, non piaceva la vita qui. Decisero di tornare in Italia dopo qualche mese. "Non erano fatti per la vita qui", spiega. Dopo la partenza dei genitori, Raffaele iniziò a conoscere la vita in Germania anche al di fuori del suo lavoro. Nei finesettimana si recava a Francoforte e a Gießen, dove alla fine si stabilì. Dopo anni di lavoro come pizzaiolo, aprì finalmente la sua pizzeria a Schwanheim. Più tardi seguirono altre pizzerie in altre sedi.

Oggi Raffaele non lavora più. Ha dovuto chiudere i ristoranti anche per motivi di salute. Ma non se ne pente. "Sto bene e sono molto soddisfatto della mia vita", dice sorridendo e finisce il suo caffè.

Ruzica Rac

„Ich habe immer viel für meine beiden Töchter gearbeitet und mich nie davor gedrückt.“

Als Ruzica Rac 18 Jahre alt ist, beschließt sie, ihre Heimat zu verlassen. Sie kommt aus Golobok (Serbien) und hat dort eine Ausbildung zur Verkäuferin gemacht. 1969 meldet sie sich beim damaligen jugoslawischen Arbeitsamt und bekommt das Angebot, in Deutschland zu arbeiten – als junge Gastarbeiterin in einer Fabrik. „Ich wollte nicht so lange in Deutschland bleiben; vielleicht ein, zwei Jahre." Doch Ruzica bleibt länger und kommt schließlich nach Gießen. Hier arbeitet die junge Frau in der Schuhfabrik *Irus*. Nach einem Jahr endet ihr Vertrag, aber Ruzica bleibt. „Ich wusste nicht, ob ich zurück sollte. Aber dort unten gab es keine Arbeit. Also bin ich geblieben." Sie arbeitet am Uniklinikum in der Küche, später folgen noch weitere Mini-Jobs. Sie arbeitet unter anderem viele Jahre als Hauswirtschafterin im Johannesstift – eine Arbeit, von der sie heute noch schwärmt. Als ihre beiden Töchter auf die Welt kommen, pausiert Ruzica zunächst ihre Arbeit. Doch schnell merkt sie, dass sie die Arbeit braucht – „ich habe viel für meine Kinder gearbeitet und mich nie davor gedrückt".

Ihre Eltern und ihre Schwester zu verlassen, fällt ihr als junge Frau nicht schwer. „Ich hatte im Hinterkopf, nur wenige Jahre zu bleiben. Aber natürlich habe ich sie vermisst." Neben ihrer Familie vermisst sie damals auch das Essen – insbesondere die saftigen Tomaten. „Als meine Kinder etwas älter waren, sind wir jedes Jahr mit dem Zug nach Serbien gefahren. Dann haben wir auch mehrere Kilo Tomaten mitgebracht." Auch kleinere Andenken wie Untersetzer und eine Uhr bringt sie mit, um kein Heimweh zu bekommen. Bis Anfang der 90er Jahre hilft ihr auch der „Jugo-Club", den es in Gießen gibt. „Man hat sich dort als Jugo getroffen – vor dem Krieg. Am Wochenende wurde Musik gespielt. Das war schon toll!"

Seit Ende der 70er Jahre lebt Ruzica im Flussstraßenviertel. Heute ist sie Rentnerin und lebt im Troppauer Gebiet. In ihrer Freizeit gestaltet sie ihren Vorgarten oder setzt sich mit einem Kaffee vor die Tür. Besonders gern unterhält sie sich dann mit ihren Nachbarn und genießt die Gemeinschaft. An ihrer Nachbarschaft schätzt sie vor allem die Hilfsbereitschaft. „Ich finde es gut, dass hier so viele Menschen sind und wir uns gegenseitig helfen. Manchmal koche ich für einen Nachbarn mit, manchmal bringen sie mir etwas vorbei. Es ist ein Geben und Nehmen."

2020 wurde bei Ruzica Krebs diagnostiziert. Anstatt sich davon entmutigen zu lassen, nutzt sie ihre Erkrankung, um noch bewusster im Hier und Jetzt zu leben.

Sa 18 godina, Ružica Rac odlučuje se da napusti svoju domovinu. Ona dolazi iz Goloboka (Srbija) i tu završava svoju Visoku Školu za prodavce. 1969-e godine se registruje u tadašnjem Ministarstvu Rada SFR Jugoslavije i dobija ponudu da radi u Nemačkoj kao mladi gastarbajter u jednoj fabrici. „Ja nisam želela da ostanem toliko vremena u Nemačkoj; možda godinu ili dve“. Uprkos tome Ružica ostaje duže i nastanjuje se u Gisenu. Tu, mlada žena radi u fabrici cipela IRUS. Posle godinu dana ugovor se završava, ali Ružica ostaje. „Ja nisam znala da li je bilo poželjno da se vratim. Ali tamo dole nije bilo posla. Onda sam ostala.“

Ona prvo radi u kuhinji univerzitetske klinike, posle čega slede drugi mali poslovi. Između ostalog, više godina radi kao domar u staračkom domu *Johannesstift* – posao o kome još uvek priča sa oduševljenjem. Ružica pauzira svoj rad kada se rađaju njene dve ćerke, ali ubrzo shvata da joj je posao potreban – „Mnogo sam radila za svoju decu i nikada nisam izbegavala posao“.

Mladoj ženi nije bilo teško da napusti roditelje i sestru. „Planirala sam da ostanem samo nekoliko godina. Ali naravno da su mi nedostajali.“ Osim porodice u tom periodu joj fali i domaća hrana – posebno sočni paradajzi. „Kada su deca malo porasla, svake smo godine putovali vozom u Srbiju. Tako bi smo uvek doneli sa sobom po više kilograma paradajza.“ Ona takođe donosi razne sitnice iz svoje domovine, kao što su podmetači za čaše i sat, da joj smanji nostalgiju. Do početka 90-ih godina pomaže joj „Jugo-Klub“ koji postoji u Gisenu. „Tamo smo se sastajali pre rata, mi Jugosloveni. Za vikende svirala se naša muzika. Bilo je stvarno super!“

Od kraja 70-ih živi Ružica u Flussstraßenviertelu. Danas, ona je u penziji i živi u oblasti Troppauer. Slobodno vreme provodi tako što sređuje svoju baštu ili sedi ispred kućnih vrata sa šoljom kafe u ruci. Sa velikim zadovoljstvom razgovara sa svojim komšijama i uživa u njihovom društvu. Ono što najviše ceni u svojoj zajednici je njihova spremnost da pomažu jedni drugima. „Mislim da je dobro što ovde ima toliko ljudi i što se uzajamno pomažemo. Ponekad ja kuvam nekom komšiji, ponekad oni meni donose nešto. Ko daje, taj i prima.

2020-e godine Ružici je otkriven rak. Umesto da se obeshrabri, ona uči kroz svoju bolest da smislenije živi svaki trenutak svog života.

Beser Karatag

„Nach meiner Scheidung hatte ich schon meine Koffer gepackt und wollte wieder zurück in die Türkei. Aber meine Kollegen wollten nicht, dass ich gehe. Also bin ich geblieben.“

Eine gute Nachbarschaft und Unterstützung von Freunden und Bekannten schätzt Beser Karatag sehr. Die heute 69-jährige Frau lebt gerne in der Nordstadt und mit „den sehr lieben Menschen, die es hier gibt“. Ihr gefällt nicht nur die Hilfsbereitschaft ihrer Nachbarn, sondern auch die Möglichkeiten, die sie u.a. über das Nordstadtzentrum hat. Durch Handarbeit und Frauentreffen kann sie ihre schönen Häkelkunstwerke erstellen und mit anderen Menschen in Kontakt treten, was ihr sehr wichtig ist. „Ich bin alleine und brauche die Gesellschaft anderer Menschen. Ohne diese Gruppen würde mir etwas fehlen“, erklärt sie.

Beser kommt Anfang der 70er Jahre mit 19 Jahren nach Deutschland und lebt seitdem hier. Sie wohnt zunächst gemeinsam mit ihrem damaligen Ehemann in Reiskirchen. Nach ihrer Scheidung überlegt sie, wieder in die Türkei zu ziehen. Doch ihre Freunde und vor allem ihre Kollegen halten sie davon ab: „Ich hatte schon meine Koffer gepackt, aber sie wollten nicht, dass ich gehe“. Sie bleibt hier, obwohl ihre große Familie noch in der Heimat ist. Beser arbeitet im Verkauf, als Reinigungskraft und später als Pflegehilfskraft. Ihre Kollegen und Vorgesetzten schätzen sie sehr – Beser erklärt, dass sie immer einen netten und respektvollen Umgang erfahren habe.

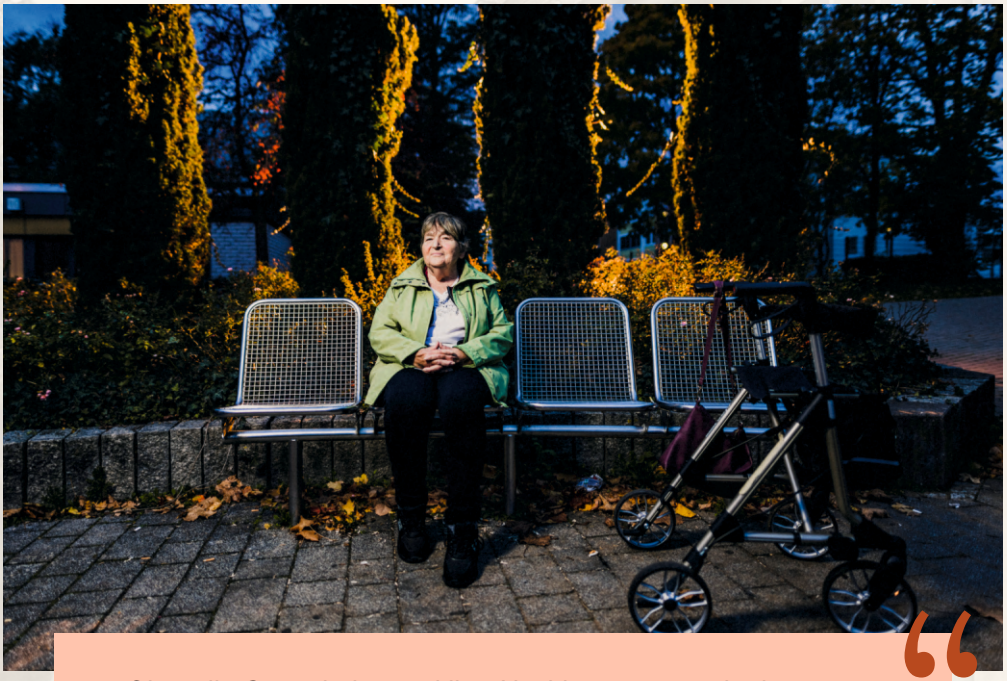
Nach dem Ende ihres Berufslebens verbringt sie ihre freie Zeit in Vereinen und stets in Gesellschaft ihrer Gruppenmitglieder und Freunde. Und auch in ihrer Nachbarschaft ist sie sehr aktiv. Beser ist glücklich darüber, in einer Nachbarschaft zu leben, in der man sich unterstützt, „gegenseitig hilft und manchmal auch Kaffee zusammen trinkt“. Obwohl sie gerne hier lebt, denkt sie immer wieder darüber nach, in die Türkei zurück zu kehren – dort lebt ein großer Teil ihrer Familie. Noch hat sie sie sich nicht entschieden.

İyi bir mahallenin yanı sıra arkadaşlardan ve tanıdıklardan gelen destek Beser Karatag için çok değerli. Bugün 69 yaşındaki kadın, Nordstadt'ta "çok iyi insanlarla" birlikte yaşamayı seviyor. Sadece komşularının yardımseverliğini değil, örneğin Nordstadtzentrum'da sunulan imkanları da seviyor. El işi buluşmaları olsun kadınlar için düzenlenen buluşmalar olsun tığ işi yapıp ve diğer insanlarla bağ kurabilimesi onun için çok önemli. “Yalnızım ve başkalarının arkadaşlığına ihtiyacım var. Bu gruplar olmasaydı bir şeyleri kaçırmış olurdum.” diye açıklıyor. Beser 1970'lerin başında 19 yaşında Almanya'ya gelir ve o zamandan beri burada yaşıyor. Başlangıçta, o sırada buraya misafir işçi olarak gelen kocasıyla birlikte Reiskirchen'da yaşıyor. Boşandıktan sonra Türkiye'ye geri dönmeyi düşünüyor. Ancak arkadaşları ve özellikle iş arkadaşları onu durduruyor: "Çantalarımı çoktan toplamıştım ama gitmemi istemediler." Geniş ailesi hala Türkiye‘de olmasına rağmen burada kalıyor.
Beser satışta, temizlikçi olarak ve daha sonra hemşire asistanı olarak çalışıyor. Meslektaşları ve üstleri onu çok takdir ediyor – Beser, kendisine her zaman nezaket ve saygıyla davranıldığını açıklıyor.

İş hayatının sona ermesinden sonra boş zamanlarını farklı derneklerde ve arkadaşları eşliğinde geçiriyor. Ayrıca mahallesinde de çok aktif. Beser, insanların birbirine destek olduğu, "birbirlerine yardım ettiği ve bazen birlikte kahve içtiği" bir mahallede yaşamaktan mutlu.

Burada yaşamayı sevse de Türkiye'ye geri dönmeyi düşünüyor, ailesinin büyük bir kısmı orada yaşıyor. Henüz kararını veremedi.

Gerlinde Lassika



„Ohne die Gastarbeiter und ihre Nachkommen würde der kulturelle Austausch fehlen. Wenn sie damals nicht gekommen wären, würden wir vieles nicht kennen.“

Rita Carraro

„Wenn damals keine Menschen zugewandert wären, würde mir mein Freund Raffaele fehlen.“

Gerlinde Lassika und Rita Carraro sind Bewohnerinnen des Flussstraßenviertels. Sie leben schon lange hier, stammen aber nicht aus den damaligen Anwerbeländern. Aber auch ihr Leben im Quartier ist mit diesem Teil der deutschen Geschichte verbunden.

Wo kommen Sie her?

RC: Ich bin in Krefeld geboren und aufgewachsen. Mit 16 Jahren habe ich meine Familie verlassen und bin von da aus über Umwege nach Gießen gekommen.

GL: Meine Familie kommt aus Ostpreußen – ich wurde aber in Gießen geboren. Als kleines Kind, wenige Jahre nach dem Krieg, sind meine Eltern mit mir und meiner älteren Schwester nach Gießen gekommen. Meine Großeltern lebten hier nahe des Philosophenwalds.

Wo haben Sie früher gearbeitet?

GL: Mit 14 Jahren musste ich in der Schuhfabrik arbeiten, da hinten im Schiffenberger Tal. Meine jüngeren Geschwister mussten versorgt werden und deshalb sind meine große Schwester und ich arbeiten gegangen. Da war ich, bis ich meinen Mann kennengelernt habe. Nach der Heirat hat er sich selbständig gemacht; er hat pneumatische Förderungsanlagen gebaut. Ich habe da dann im Büro gearbeitet und die Buchhaltung gemacht.

RC: Als ich nach Gießen kam, hatte ich ja noch keine Ausbildung. Ich habe dann in einer Kneipe angefangen und die Theke gemacht. Da habe ich viele Jahre gearbeitet.

Seit wann leben Sie hier im Flussstraßenviertel?

RC: Ich bin 1960 nach Gießen gekommen. Erst war ich in Linden und danach bin ich hierher ins Flussstraßenviertel gezogen. Seitdem lebe ich hier.

GL: Nach meiner Heirat sind mein Mann und ich ins Flussstraßenviertel gezogen. Man hatte Kontakte und hat hier schnell eine Wohnung bekommen. Das war vor über fünfzig Jahren. Mein Mann wollte später eigentlich nach Wissmar ziehen. Wir hatten dort schon ein Häuschen gebaut. Vor zehn Jahren ist er gestorben und ich bin hier geblieben.

Wie hat sich die Stadt im Vergleich zu früher verändert?

RC: Das ist schwer zu sagen. Früher gab es in der Innenstadt mehr kleine, deutsche Geschäfte. Das hat sich schon geändert. Und die Menschen haben sich geändert. Früher war man netter zueinander.

GL: Das Quartier hat sich sehr geändert. Die Menschen hier sind sehr nett und die Nachbarn sind gut zueinander, aber viele achten nicht mehr auf ihr Umfeld. Früher hat man vor dem Haus den Müll weggemacht und sich mal gebückt. Heute machen das viele nicht. Das ist sehr schade.

Gefällt Ihnen das Leben mit Ihren Nachbarn im Flussstraßenviertel?

GL: In meinem Haus leben sehr viele Generationen und Kulturen zusammen. Manchmal sitzen die Familien im Sommer draußen im Garten und essen oder trinken etwas. Da kann man sich immer dazusetzen und sich mit den anderen unterhalten. So ist man nicht allein. Das ist schön. Mit anderen Nachbarn hilft man sich auch mal. Eine Nachbarin ist älter als ich. Wir haben abgemacht, dass man beim anderen klingelt, wenn man sich länger nicht gesehen hat. Das war schon immer so. Deswegen liebe ich es so, hier zu leben.

RC: Bei uns hilft man sich, so gut man kann. Als ich hierher gezogen bin, hat man mir viel geholfen. Ich helfe auch gerne – auch wenn ich das nicht mehr so gut kann. Am besten gefällt mir aber der Kindergarten in der Nähe. Mein Hund spielt gerne mit den Kindern und das finde ich schön.

Welchen Kontakt hatten Sie zu den sogenannten Gastarbeitern?

RC: Bei mir in der Nachbarschaft waren keine. Auch nicht in der Kneipe, wo ich gearbeitet habe.

GL: Oh, da hatte ich viele… Meine Familie ist sehr multikulti und auch da haben wir Gastarbeiter. Mein Schwager ist Italiener und kam mit 14 Jahren aus Sizilien nach Deutschland. Nachdem meine Schwester ihn geheiratet hat, sind wir jeden Sommer nach Italien gefahren und haben dort Urlaub gemacht. Weil ich seine Familie nicht verstehen konnte, habe ich auch etwas Italienisch gelernt. Da haben die aber überrascht geguckt. Als ich in der Schuhfabrik gearbeitet habe, da waren auch Italiener und Griechen. Türken waren noch keine da. Man hat mit denen zusammen gearbeitet. Die waren immer sehr nett und haben gut gearbeitet; richtig schnell haben die gelernt. Natürlich haben wir da auch mit denen gegessen oder uns mit denen unterhalten.

Gab es noch mehr Orte, an denen man sich getroffen hat?

GL: Früher, als ich noch eine junge Frau war, da waren wir oft beim Tanztee. Manchmal sind wir auch in die Kneipe gegangen. Dort haben einige Gastarbeiter auch ihre Freizeit verbracht. In meinem Ruderverein waren auch Kinder mit Migrationshintergrund. Ich habe früher die Jugendlichen trainiert, viele von denen waren Migranten. Ganz liebe Kinder und immer so nett.

Was würde Ihrer Meinung nach fehlen, wenn damals keine Arbeiter aus diesen Ländern gekommen wären?

RC: Ich hätte meinen Freund Raffaele nicht. Das ist ein richtiger Schatz!

GL: Mir würde meine halbe Familie fehlen. Aber auch meine Nachbarn und die Kinder aus dem Verein. Ohne die Gastarbeiter und ihre Nachkommen würde der kulturelle Austausch fehlen – entweder über die Nachbarn oder über die ganzen Restaurants und Vereine. Ich habe viel über Italien, Griechenland und die Türkei gelernt. Wenn sie damals nicht gekommen wären, würden wir vieles nicht kennen.

Arbeitsmigration ins Flussstraßenviertel – Historischer Hintergrund

Dr. Christian Pöpken, Stadtarchivar Universitätsstadt Gießen

1 „Gastarbeiter“ für die Wirtschaft der Bundesrepublik

Wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg mit seinen Verheerungen und Zerstörungen erlebte die junge Bundesrepublik einen so nicht erwarteten Wirtschaftsboom. Vollbeschäftigung rückte in greifbare Nähe; zugleich wuchs aber die Sorge, dass ein Arbeitskräftemangel eintreten und den gerade ins Laufen gebrachten Motor abwürgen könnte. Insbesondere in der industriellen Massenproduktion (etwa im Automobilbau) war der Bedarf kaum mehr mit deutschen Arbeitern zu decken; zumal nach dem Ausbau der Grenzbefestigungen der DDR 1961 (u. a. Bau der Berliner Mauer) kaum mehr Flüchtlinge von dort in den Westen gelangten. Um dem Mangel zu begegnen, hatte die Bundesregierung bereits zuvor damit begonnen, Anwerbeabkommen mit südeuropäischen Staaten abzuschließen (1955 Italien und 1960 Spanien und Griechenland). Es folgten Abkommen mit der Türkei (1961) wie mit Portugal (1964) und Jugoslawien (1968). Deutsche Werbebüros besorgten die Anwerbung der Arbeiter in deren Heimat. Dort fanden auch die ärztlichen Untersuchungen und die Unterzeichnung der Arbeitsverträge statt.

Alle Beteiligten hatten ein Interesse an der im großen Maßstab organisierten Arbeitsmigration; die Motive waren aber verschieden: Die BRD erhoffte sich die Stabilisierung des Aufschwungs, die Regierungen der Herkunftsländer suchten ein Ventil für die dortige hohe Arbeitslosigkeit, und die angeworbenen Arbeiter wollten Geld verdienen, in die Heimat schicken und träumten vielfach davon, nach der Heimkehr ein kleines Geschäft eröffnen bzw. ein behagliches Leben führen zu können. Zugleich teilten alle Beteiligten die Fehleinschätzung, dass es sich bei der Anwerbung um eine vorübergehende Erscheinung handelte. Von dieser Erwartung zeugt der Begriff „Gastarbeit“. Die Realität sah anders aus: Statt gemäß den Anwerbeabkommen nach Erfüllung der befristeten Verträge zurückzukehren und anderen Platz zu machen (Rotation), blieben viele „Gastarbeiter“. Denn oft erteilten die Arbeitsämter die benötigte Arbeitserlaubnis, wenn Firmen geltend machten, auf die bewährten Beschäftigten nicht verzichten zu können. Diese tauschten die Plätze in „Ausländerwohnheimen“ gegen dauerhafte Wohnungen ein und ließen ihre Familien nachziehen. Man richtete sich ein; die BRD wurde Einwanderungsland.

Der Anteil der ausländischen Arbeitnehmer*innen nahm stetig zu: von 1,3 % 1960 auf 6,1 % 1966 und 11,6 % bzw. 2,5 Mio. Menschen 1973. Im Vergleich zu deutschen Erwerbstätigen waren sie häufiger als Arbeiter tätig (90 %), die Mehrheit davon un- bzw. angelernt und eher beschäftigt mit körperlich anstrengenden Tätigkeiten. Seltener als jenen gelang ihnen der mit höherem Einkommen verbundene berufliche Aufstieg. So waren im Jahr 1972 nur 14 % der Arbeitsmigranten Facharbeiter. Unterdessen traten die staatlicherseits bezweckten Effekte auf die Volkswirtschaft ein, wirkte die Anwerbung in den 1960er Jahren positiv auf Konjunktur, Preisstabilität, Steueraufkommen und Sozialversicherungsbeiträge.

Zunehmend negativ schlug das Fehlen von systematischen Integrationsmaßnahmen zu Buche. Es waren vor allem kirchlich-karitative Träger, die Beratungs- und Betreuungsangebote sowie Sprachunterricht für „Gastarbeiter“ organisierten (dabei blieben türkische Arbeiter meist außen vor). Staat und Verwaltung vermieden jegliche Anreize für eine dauerhafte Niederlassung; sie blickten auf den ökonomischen Nutzen der Arbeitsmigration und blendeten die menschliche Seite aus. Diese verengte Perspektive erschwerte den Abbau von Sprachbarrieren sowie das Heimischwerden der neuen Mitbürger*innen. 1973 stoppte die Bundesregierung angesichts der akuten „Ölkrise“ die Anwerbung aus Ländern, die nicht zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft gehörten (z. B. Türkei). Einfluss auf die Entscheidung hatten aber auch zwei weitere Faktoren: eine veränderte Einschätzung des grundsätzlichen Bedarfs an (ungelernten) Industriearbeitern wie die Sorge der Bonner Verantwortlichen um die Aufnahmefähigkeit von Gesellschaft und sozialer Infrastruktur (u. a. Wohnungen, Schulen und Krankenhäuser). Vor die Alternative der endgültigen Rückkehr ins Heimatland gestellt, entschieden sich viele der betroffenen Arbeitskräfte für die Niederlassung und ließen ihre Familien nachkommen - insofern markiert der Anwerbestopp einen Wendepunkt auf dem Weg der BRD zum Einwanderungsland.

2 Gießens Unternehmen und die Arbeitsmigranten

Was für die BRD im Großen galt, traf im Kleinen auf Gießen zu: Handel und verarbeitendes Gewerbe fassten nach Krieg und Zerstörung wieder Tritt; es zeigte sich, dass trotz der Vielzahl ansässig gewordener Heimatvertriebener und aus der DDR Geflüchteter der Aufschwung durch Arbeitermangel bedroht wurde. Folgerichtig kamen Ende der fünfziger Jahre in Gießen die ersten italienischen „Gastarbeiter“ an. 1961 waren sie als Hilfsarbeiter bei den Firmen Poppe (Gummi), Bänninger (Fittings = Rohrverbindungsteile) und Rumpf (Schuhe) tätig. Recht bald entwickelte sich auch eine Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften, etwa für das Hotel- und Gaststättengewerbe. Mitte der 1960er Jahre zog die lokale Baubranche nach und stellte vermehrt ausländische Arbeiter ein. Das Bleiberecht hing von der Arbeitserlaubnis ab, die vom Arbeitsamt erteilt wurde. Im Landkreis Gießen registrierte diese Behörde 1964 etwa 1.500 ausländische Arbeitnehmer: 300 Italiener, 560 Griechen, 140 Spanier, 150 Türken, 16 Portugiesen und 300 Personen anderer Herkunft. In der Stadt Gießen selbst lag der Anteil ausländischer Mitbürger*innen damals bei 2,9 %; bis 1974 kletterte er auf 7,2 %.

Im Jahr 1971 arbeiten in Hessen 266.000 Menschen, die durch das Anwerbeabkommen mit der Türkei, Italien, dem ehemaligen Jugoslawien und weiteren Ländern in den 1950er-1960er Jahren kamen.
Das war zu der Zeit jeder achte Arbeitnehmer. Dreiviertel der ausländischen Arbeitnehmer waren im produzierenden Gewerbe tätig.

Wie andernorts stellte die „Gastarbeiter“-Unterbringung in Gießen eine Herausforderung dar. Angesichts des hohen Zerstörungsgrades der Bausubstanz herrschte lange Zeit Wohnungsnot. Politik und Verwaltung kam es daher gelegen, dass die Unternehmen in die Bresche sprangen und auf Betriebsgelände Wohnheime mit Mehrbettzimmern für die neuen Mitarbeiter bauten. Den Anfang machte Bänninger 1961 mit einem dreigeschossigen Bau für 120 Alleinstehende im Erdkauterweg, das mit großem Tagesraum, Schreibzimmern, Küchen sowie Waschräumen ausgestattet war. Das Beispiel machte Schule: Die benachbarten Gail’schen Tonwerke zogen bis 1971 sechs „Ausländerwohnheime“ hoch. Immer mehr ausländische Arbeitskräfte legten jedoch Wert auf solide Wohnverhältnisse – gerade wenn eine Familie zusammengeführt oder gegründet werden sollte. Manche Arbeitgeber unterstützten auch bei der Suche auf dem freien Wohnungsmarkt. So schaltete Bänninger 1966 die Anzeige: „Wir suchen eine Drei-Zimmer-Wohnung für einen verheirateten griechischen Gastarbeiter mit Kindern“. Allmählich nahm das Bewusstsein zu, dass die Dauerunterbringung in Baracken und Wohnheimen demütigend war.

3 Ein neues Zuhause im Flussstraßenviertel

Die Erschließung sowie Bebauung des Flussstraßenviertels vollzog sich in zwei Etappen: Die erste reichte bis 1939, die zweite folgte nach dem Krieg und endete etwa 1959. Den Planern der dreißiger Jahre ging es darum, für Familien, die im Zuge der Sanierung der engen Altstadt von dort weichen mussten, ein Quartier mit zeitgemäßem Standard zu schaffen. Es entstanden die siedlungsprägenden mehrgeschossigen Wohngebäude mit je abgeschlossenen Einheiten. Nach 1945 bot das Flussstraßenviertel bald wieder dringend benötigten Sozialwohnungsraum – so auch am Ende 1960er Jahre, als unter ausländischen Arbeitnehmer*innen die Nachfrage nach einer dauerhaften Bleibe in Gießen zunahm. Die meisten Häuser zwischen Innenstadt und Sudentenlandstraße standen im Eigentum des gemeinnützigen Wohnungsbaus, vor allem der Gemeinnützigen Wohnungsbau GmbH (als deren Nachfolgerin verwaltet sie heute die Wohnbau Gießen GmbH). Wegen des unterdurchschnittlichen Lohnniveaus von angelernten Arbeitern erhielten Arbeitsmigranten vom Wohnungsamt oft einen Wohnberechtigungsschein, der zum Bezug einer Sozialwohnung berechtigte.

Warum fanden so viele ihr Zuhause im Flussstraßenviertel? Schließlich gab es Anfang / Mitte der 1970er anderswo größere und modernere Sozialwohnungen, etwa in der Weststadt oder am Rodtberg. Hier drängt sich die Frage auf, ob Ausländer gegenüber Deutschen (strukturell) benachteiligt wurden oder ob andere Faktoren bei der Wohnungszuweisung ausschlaggebend waren. Eine wichtige Frage, die an anderer Stelle zu behandeln wäre. Festzuhalten ist jedoch, dass die Bewohner*innen des Flussstraßenviertels trotz schlechteren Standards der Wohnung häufig erfolgreich darin waren, sie in ein Heim mit Lebensqualität zu verwandeln.

4 „Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen“ (Max Frisch)

Um die Beratung und Betreuung kümmerten sich zunächst (fast) nur Einrichtungen der Kirche. Italiener erhielten seelsorgerische Unterstützung der Missione Cattolica Italiana; in den 1970er Jahren gab es eine Caritas-Betreuungsstelle für italienische und spanische Bürger*innen in der Mühlstraße 23. Die evangelische Kirche unterhielt ein „Griechenzentrum“ im Alten Wetzlarer Weg (1964). Deutschkurse bot die Kreisvolkshochschule an. Seitens der Stadtverwaltung blieb die Perspektive auf die Arbeitsmigranten anfangs auf den Wirtschaftsnutzen verengt – soziale Bedürfnisse standen im Hintergrund. Das zeigt die Antwort auf eine Städtetags-Umfrage von 1964. Darin heißt es etwa, man halte die Förderung der Familienzusammenführung für nicht wünschenswert und ergreife keine Maßnahmen zur Wohnungsbeschaffung. Deutlich wird hier auch, dass Stadt und Arbeitsamt den Wunsch vieler Ausländer, die Arbeitsstelle zu wechseln oder ein eigenes Gewerbe zu gründen, ablehnten und gegensteuerten (zum Beispiel mit einem Einschränkungsvermerk in der Aufenthaltserlaubnis). Anfang der siebziger Jahre setzte jedoch ein Umdenken ein – Magistrat und Stadtverordnete erkannten die neue Realität an. So wurde die 1970 gebildete Arbeitsgemeinschaft zur Interessenvertretung der ausländischen Mitbürger in politische Prozesse eingebunden, und das Parlament befasste sich mit der „Förderung der Gastarbeiter und ihrer Integration in die Stammbevölkerung“.

Aus den Archiven der Gießener Zeitungen

Im Jahr 1975 berichtet die Gießener Allgemeine über das „Türk Gükü Locali“, ein türkisches Kommunikationszentrum in der Plockstraße. Dessen Besitzer äußert die Vision, die türkische und deutsche Bevölkerung zusammenzubringen und den kulturellen Kanon in Deutschland um türkische Süßspeisen und Tee zu erweitern.

In einem Artikel aus dem Jahr 1973 heißt es, die Arbeitskräfte aus dem Ausland hätten wegen ihrer vielen Arbeit zu wenig Zeit für den Besuch von Fortbildungen zum Spracherwerb gehabt.

Den schwierigsten Start in Gießen hatten die türkischen Arbeitskräfte. Es fehlte an (religiösen) Betreuungsangeboten. Daher war es ein ermutigendes Zeichen, als die Community selbst aktiv wurde und 1974 ein eigenes Kommunikationszentrum in der Plockstraße eröffnete: Das „Türk Gükü Locali“ bot Raum für Freizeit, Begegnung und Beratung. Seit 1972 lud der Fußballverein Türkiyemspor Gießen Menschen türkischer Herkunft zur Identifikation ein; gewiss schuf er aber auch Möglichkeiten zum Bau interkultureller Brücken. Dass das Ankommen in Gießen vielfach glückte, beweisen die zahlreichen kulturellen (längst nicht nur kulinarischen) Einflüsse sowie wirtschaftlichen Impulse der Arbeitsmigranten und ihrer Nachkommen. Sie sind aus dem Leben in Gießen – so wie in den meisten anderen urbanen Zentren – nicht mehr wegzudenken.

Nachspann

Die Texte: **Ekatherina Doulia** arbeitet sowohl in der Stabstelle Soziale Stadterneuerung wie auch in der Stabstelle Büro für Integration bei der Universitätsstadt Gießen. Sie hat einen Master in Deutscher Literaturwissenschaft. Doulias Großeltern stammen aus Griechenland. Sie hat zwischen 2016 und 2021 selbst im Flussstraßenviertel gelebt.

Die Fotos: **Christoforos Mechanezidis**, genannt „Rossi“, ist Fotograf – spezialisiert ist er auf Hochzeitsreportagen, Familien-, Hunde- und Business-Fotografie und ist Experte für kreativ eingesetztes Blitzlicht. Seine Homepage ist: www.stolenmoments.de. Sein Vater kam Anfang der 1970er Jahre aus Griechenland nach Deutschland, um hier Elektrotechnik zu studieren und leitete später über Jahrzehnte das bekannte griechische Restaurant "Bakchos". Rossi lebte im Flussstraßenviertel von 2010 bis 2015.

Verantwortlich/Impressum:

Universitätsstadt Gießen
Soziale Stadterneuerung & Büro für Integration
Berliner Platz 1
35390 Gießen
soziale.stadterneuerung@giessen.de
integration@giessen.de

Im Mai 2023

Danke – Çok teşekkürler – Grazie mille – Ευχαριστώ πάρα πολύ – Gelek spas –

allen beteiligten Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern

Esan Faik · Vincenzo Giorgio · Polychronis Giovanakis und Dimitroula Ntirneli · Rita Carraro · Beser Karatag · Binali Komac · Gerlinde Lassika · Raffaele Polizza · Ruzika Rac · Gülsenem Yilmaz,

allen Akteuren im Quartier und für das Verbinden mit Menschen im Flussstraßenviertel, besonders

Frauke Kühn und **Lutz Perkitny** für das Quartiers- und Stadtteilmanagement in der Nordstadt,
Zeynal Sahin vom Ausländerbeirat der Stadt Gießen,

unseren Kooperationspartnern **Nordstadtverein e.V.** und **Ausländerbeirat Stadt Gießen,**

Dr. Georgia Rakelmann für fachliche Hinweise zu Geschichte und Soziologie der Zeit der Anwerbeabkommen; ihr und **Mário Jorge Alves** vom Oberhessischen Museum der Stadt Gießen für hilfreiche Hinweise zur Praxis der Zeitzeugeninterviews,

Dr. Christian Pöpken, Stadtarchivar, für seinen informativen und einordnenden Begleittext sowie **Johann Erdmann**, Praktikant Soziale Stadterneuerung, für die Recherche in Zeitungsarchiven,

dem Begleitgremium, das Expertise und Kontakte zur Verfügung stellte:

Astrid Eibelshäuser, Stadträtin · Dr. Katharina Weick-Joch, Leitung Oberhessisches Museum · Dr. Christian Pöpken, Stadtarchivar · Julia Hettenhausen, Leitung Büro für Integration · Lukas Morawietz, Leitung Soziale Stadterneuerung · Anne-Katrin Meier, Phillip Winkelnkemper, Soziale Stadterneuerung · Dr. Georgia Rakelmann, Dr. Ludwig Brake, Verein transit e.V. · Zeynal Sahin, Maria Hutsylo und Eden Tesfaghioghis, Ausländerbeirat Stadt Gießen · Friederike Stibane, Gleichstellungsbeauftragte Stadt Gießen,

Eske Fredrich für die wertvollen Transkriptionen der Interviews,

Christoph Geist und Bärbel Weigand, Werkstattkirche e.V., für Inspiration und Hinweise,

Sarah Clark, Universitätsstadt Gießen, für Grafik und Design der Broschüre.